

IM BLAUEN ZUG

Ein magischer Ort! Ihr war feierlich zumute, als sie eintrat. Jeder Ort kann zu einem magischen werden, es kommt darauf an, was ein Mensch an einer bestimmten Stelle der Welt, in seiner Welt, erlebt. Für sie gab es nur einen verzauberten Ort, er lag in Paris: Le Train Bleu. Dort hatte sie Théo das erste Mal und auch ein letztes Mal gesehen.

Die Jahre, die vergangen waren, zählten nicht. Sie versetzte sich so oft sie wollte in Gedanken zurück und erlebte in der Phantasie, was dazu beigetragen hatte, dass sie verwandelt worden war.

Sie war sich erst in der Mitte des Lebens ganz des Frauseins bewusst geworden und hatte gelernt, sich dem Augenblick hinzugeben. Im Erleben, in der Betrachtung, in der Teilnahme, in Gesten und Sprache – bei allem war sie seither in der Gegenwart verwurzelt. Ungeachtet der äußeren Einflüsse bewahrte sie so das Gleichgewicht. Selten ließ sie sich verletzen, selten ließ sie jemanden nah genug an sich heran. Trotzdem galt sie als umgängliche Person, war beliebt, weil sie zuhörte und passende Fragen stellte. Dass sie wenig von dem verriet, was ihr selbst wichtig war, fiel kaum auf. Manchmal vermisste sie Anteilnahme, aber eigentlich machte es sie reich, denn sie verlor nichts. Alles, was man erklären und zerlegen will, verliert an Substanz, gehört einem nicht mehr wie vorher, und man ist gezwungen, sich auf die Suche nach Neuem, Erstrebenswertem zu machen. Man wird unruhig. Irma war eine ruhige Frau. Vielleicht war es eine Art von Meditation, deren Technik sie jedoch nicht erlernt, sondern unverdient erworben hatte in der Begegnung mit der Liebe.

Eine Woche Paris, sechs Tage nur, samt An- und Abreise. Sollte sie es wagen? Wieder wagen, wie damals?

Catherine hatte gefragt, ob sie heuer nicht endlich die Einladung annehmen wolle, nach Paris zu kommen. Es sei wahrhaftig genug Wasser die Seine hinabgeflossen, sie kenne ja nicht einmal das renovierte Centre Pompidou!

„Jetzt kann man dort noch besser Kunst genießen“, sagte Catherine, „du wirst sehen, es hat sich einiges getan in Paris.“

Hoffentlich nicht, hatte Irma gedacht, denn wenn, dann wollte sie das Paris von damals wiederhaben.

Viele Male hatte sie nein gesagt, es hatte einfach nicht in ihre Pläne gepasst, und überhaupt: Die lange Bahnfahrt hin und retour auf sich zu nehmen wegen der paar Tage, das war nicht verlockend. Fahrten per Nachtzug in Gesellschaft zufälliger Schlafgenossinnen hatte sie schon öfters gemacht, nach Venedig, nach Berlin, nach Genua, und jedes Mal als unangenehm empfunden. Mit dem Auto zu reisen, traute sie sich nicht zu, ihr Kleinwagen hätte es durchgestanden, nicht aber ihre Nerven. Und wohin damit in Paris? Catherine besaß kein Auto, also auch keine Garage. Und der Verkehr! Man hörte Schauermärchen davon.

Von einem Jahr auf das nächste hatte sie Catherine vertröstet, trotzdem verlief das Gespräch am Abschlusstag des Französischseminars auf der Veranda des Hotels Alte Post immer freundschaftlich. Jedes Frühjahr sahen sie einander, denn der Sprachkurs fand in der Woche nach Ostern statt, sie selbst nahm nur an unterrichtsfreien Nachmittagen teil, mit einer Sondererlaubnis, die durch Catherines Fürsprache bei den Organisatoren möglich wurde. Sie erneuerten die Freundschaft und betrachteten einander mit Freude. Das Wiedersehen förderte nicht nur Irmas Sprachkenntnisse, es war vor allem dazu da, sich ein Weilchen Nichtstun bei einem Espresso zu erlauben und gegenseitig zu bestätigen, dass man sich nicht verändert habe, dass man frisch und lebendig – und vor allem jung – aussehe, Koketterie und Schmeichelei war im Spiel, jedes Jahr ein bisschen mehr, sie wussten es beide.

Irma dachte dabei an Catherines Neffen, aber noch kein einziges Mal hatte sie sich nach ihm erkundigt, und die Freundin war selten von sich aus auf ihn zu sprechen gekommen. Es war nur beiläufig geschehen, sie hatte wenig erfahren. Einmal sagte Catherine, er habe eine Ausbildung an einem Spezialinstitut gemacht, ein andermal, er habe jetzt eine Bürostelle in der Zentrale einer internationalen Hilfsorganisation, die vor allem in Südamerika agiere, mit Computern und neuen Medien komme er hervorragend zurecht, man stelle

ihm die beste Technik zur Verfügung. Eine Information hatte Irma besonders interessiert: Leider habe Théo keine Familie gegründet, aber was nicht sei, könne ja noch werden, nicht wahr? Ein großer Freundeskreis verschönere und erleichtere ihm das Dasein.

„Du weißt ja, wie liebenswürdig er ist!“

Ja, das wusste sie. Genauer als Catherine ahnte.

Sie nickte und merkte, dass ihr heiß wurde. Brennendes Geheimnis, wo hatte sie das gelesen? Dass es der Titel einer Novelle von Schnitzler oder Zweig sein könnte, fiel ihr später ein. Aber brannte es noch in ihr? Sie durfte sich nicht belügen, brennen war übertrieben, glühen, glosen, ja, das war nicht zu leugnen, ein heißes Nestchen, ein Restchen unter der Asche. Die Glut. Seltsam, wie Worte sie erregen konnten. Würden Funken fliegen, wenn man sie anfachte? Oder würden die Reste verglimmen, weil da keine Nahrung mehr war für ein Feuer, weil längst alles aufgezehrt war, was Substanz hatte? Wie wäre es, wenn sie einmal die Phantasie gegen die Wirklichkeit eintauschte und mutig war, ein einziges Mal?

Aus dem Hintergrund kam das Klappern von Stöckeln – der weibliche Prozentsatz bei den Fortbildungskursen für frankophile Mittelschulpädagogen in Österreich betrug mehr als 90 –, Türen wurden geöffnet und geschlossen, Rollkoffer rollten und klackerten über die Fliesenfugen, eine Begleitmusik, von der sich weder Catherine noch Irma ablenken ließ. Die Hotelzimmer wurden geräumt, der Kurs war zu Ende. In der Hotelhalle Gelächter, Plaudern, Rufe, meist auf Französisch, in einem wahren Genuss-Französisch, denn sprachverliebte österreichische Lehrerinnen fühlten sich als Französisinnen – bis sie wieder zu Hause gelandet sein und aller neu gewonnene Charme und alle Chancen und Hoffnungen von den Gewohnheiten des Berufs, der Nachbarschaft und den Ehemännern wieder zunichte gemacht würden. Ein Bus wartete auf dem Parkplatz, um diejenigen, die nicht mit dem PKW angereist waren, zum Bahnhof zu bringen. Das Dorf, Irmas Wohnort, lag geographisch ungefähr in der Mitte von Österreich, aus allen Bundesländern stammten die Lernwilligen. Und das „atelier“ von Catherine war jedes Jahr das beliebteste und ausgebucht, sie gestaltete den Unterricht abwechslungsreich und auf eine lebhaftige Art, die Irma begeisterte. Das größte Kompliment, das

sie der Freundin machen konnte, wiederholte sie gern: Catherine erinnere sie an die Sängerin Natalie Dessay, speziell in deren Parade-rolle als „Regimentstochter“ in Donizettis Oper, mit der sie in Wien gastiert hatte.

Irma betrachtete die Konversationsstunden als Auffrischung, einmal jährlich war natürlich zu wenig, und da sie keine Gelegenheit hatte, die Sprache zu praktizieren, sondern nur französische Romane im Original las und Filme in der Originalversion sah, vergaß sie vieles bald, ein Grund, sich jeden Frühling erneut anzumelden. Sie übernachtete aber nicht im Hotel, ihr Wohnhaus stand nur drei Kilometer entfernt am Dorfrand.

Sie hörte Catherine lächelnd zu, als die Freundin beteuerte, wie gut es einem tue, einen Kurzurlaub, einen Tapetenwechsel zu erleben. Sie wisse das aus Erfahrung, sei sie doch mit ihren Sprachkursen in der ganzen Welt unterwegs und brauche trotz aller Liebe zum Beruf doch manchmal Abstand. Man sollte sich ein paar Tage ohne Pflichten gönnen. Weg mit allem, was den Alltag ausmache!

Halbherzig hatte Irma zugesagt, aber noch beim Verabschieden nicht daran geglaubt, dass sie Catherine tatsächlich im August wiedersehen würde.

Vor zwanzig Jahren war es nicht einfach darum gegangen, Urlaub zu machen und Paris und seine Sehenswürdigkeiten zu bestaunen, denn die Freundin hatte ihr mitgeteilt, sie könne ihr einen Dienst erweisen, indem sie käme und sich um den Neffen kümmere, dessen Mutter vor Kurzem einen Nervenzusammenbruch erlitten habe und eine Behandlung beginne. Catherines Neffe war der 17-jährige Théo, der Aufmunterung nötig habe, alle anderen Verwandten lebten in Biarritz, zu weit weg, um herbeigerufen zu werden, und Théos verrückter Vater sei ohnehin zu nichts zu gebrauchen, mit dem habe man nie rechnen können.

„Ein Künstler, naja, die zählen eben nicht zu uns braven Bürgerlichen“, seufzte Catherine vielsagend. Sie habe ihre jüngere Schwester vor einer Ehe mit Jean-Pierre gewarnt, aber wenn sich Babette etwas in den Kopf setze – schon wieder seufzte Catherine und Irma durfte sich dabei denken, was sie wollte. Dann erklärte die Freundin,

es sei nun einmal nicht zu ändern, sie müsse für eine Woche nach Canada, das Seminar könne sie unmöglich absagen, noch am Tag von Irmas Ankunft würde sie abfliegen, man sähe sich nur kurz, trotzdem, sie würde sich freuen. „Also bitte, nimm dir ein Herz. Courage, ma petite!“

Zum Glück erklärte ihr Catherine alle Einzelheiten auf Deutsch, komplizierte Sachverhalte hätte Irma sonst nicht verstanden. Es gab einiges zu besprechen, nachdem sie zugesagt hatte und anfang, sich auf Paris zu freuen. Trotz des Neffen! Was bewog Eltern dazu, den Sohn „Gott“ taufen zu lassen, fragte sie sich, bevor ihr einfiel, dass Théo vermutlich Théophil, also Gottlieb, hieß, ein Vorname, der im Deutschen selten geworden war. Der junge Mann würde wahrscheinlich eine Bürde sein, glaubte sie herausgehört zu haben. Catherine schien auf ihre Hilfe zu zählen, und da sie ihr zu Dank verpflichtet war, weil sie von der Freundin häufig und großzügig mit der neuesten französischen Literatur versorgt wurde, sagte sie schließlich zu.

Einverstanden – Babysitter für einen jungen Gott, witzelte sie in Gedanken. Wie konnte man sich auf so etwas vorbereiten? Eigentlich gar nicht. Noch jetzt, nach den vielen Jahren, erinnerte sie sich an das Gefühl, das sie vor Antritt der Reise wie eine Art Vorahnung beschlichen hatte: Paris würde sie verändern. Paris – schon der Klang dieses Wortes war verheißungsvoll. Damals kannte sie von der Stadt nur die Métro-Strecke zwischen zwei Bahnhöfen auf der Durchreise zum Ärmelkanal.

Catherines Wohnung lag in der Rue de Bercy, in unmittelbarer Nähe des Gare de Lyon, und Irma hatte den Stadtplan studiert, ein Exemplar, das Onkel Antoine seiner Nichte und Französisch-Schülerin überlassen hatte, unpraktisch groß, aber dadurch genau in den Details. Das Papier war in den Falzen brüchig, aber gültig war der Plan, hatte sie damals gedacht, der Straßenverlauf und die Arrondissements blieben ja unverändert, und sie hatte gleich festgestellt, dass der Gare de Lyon und der Gare d’Austerlitz nicht weit voneinander entfernt waren, jeder auf seiner Seite des Flusses. Sie mochte Bahnhofshallen, Orte von Willkommen und Abschied, Anfang und Ende.

Ganz in der Nähe lag der Jardin des Plantes, und sogar zum Jardin du Luxembourg käme sie zu Fuß hin, oh ja, in den Gärten würde sie

spazieren gehen, vielleicht auch im Hügelpark Buttes Chaumont im Norden der Stadt.

Vom Gare St. Lazare aus war sie als Fünfzehnjährige einmal in die Bretagne gefahren. In Paris orientiert man sich an Bahnhöfen und Parks. Natürlich auch an der Seine und ihren vielen Brücken.

2

„Wie viele Lampen hat der Luster?“, fragte Théo.

Sie zählte. Es dauerte eine ganze Weile.

„Sechsenddreißig kleine, in der Mitte sind acht größere.“

Immer wieder wollte Théo Details wissen. Dann lehnte er sich zufrieden zurück, bereit, mit ihr die Atmosphäre im Train Bleu zu genießen. Schon am ersten Tag war es, als geriete sie mit dem Eintreten in das Restaurant in eine Ausnahmesituation. Als ignorierten die hohen Räume mit ihrer Fülle von überflüssiger Schönheit, mit Schmuck und Tand und Pracht die gesamte übrige Welt, hier gab es weder Sorgen noch Probleme, keine Armut, kein Unglück. Wer hier saß und die Pracht auf sich wirken ließ, hatte tatsächlich den Alltag verlassen. Könnte man sich daran gewöhnen und es nicht mehr als etwas Besonderes erachten? Wenn man zum Beispiel über ausreichend Geld verfügte, um an Festtagen mit der Familie hier zu feiern, ein Feinschmecker-Menü mit Amuse-bouche als Vorspann, mit Petits fours zum Dessert, mit Champagner und alten Weinen, dort drüben, im anderen Teil des Saales, wo Tafelsilber und Gläser auf weißem Damast schimmerten.

Der Chefkellner brachte ihnen zwei Speisekarten. Sie erschrak über die Preise. Théo hatte seine Karte entgegengenommen, aber nicht geöffnet. Er strich mit den Fingern über das Titelblatt und lächelte. Plötzlich kam ihr vor, sie würde hier keinen Bissen hinunterbringen.

Was Théo dachte, was Théo fühlte, konnte sie nicht erahnen. Aber sie war voller Erwartung, wusste nur nicht, worauf.

Sie saßen in den ausladenden rotbraunen Lederfauteuils neben der Theke, Théo mit dem Rücken zur getäfelten Wand. Über ihnen wölbten sich die Stuckdecken mit Rosetten und Girlanden, mit barbusigen Frauenfiguren, deren Unterleiber in Blüten versteckt waren, und Putten mit gerafften Tüchern um die Lenden (Windeln,

dachte sie), umgeben von verzierten Säulen und Wandleuchten. Links und rechts wuchsen Kleiderständer aus den tapezierten Trennwänden zwischen den Polsterbänken, auch sie Prunkstücke mit vergoldeten Haken und je einer Glaskugel an der Spitze. Beherrschend die kreisrunde Uhr über dem Durchgang zum nächsten Saal, ein Zeitmesser genau im Mittelpunkt, mit symmetrischen Schnitzereien und einem Aufbau wie eine Tiara. Sehr sinnreich: die Zeit auf Abruf, zentraler Blickfang in einem Restaurant am Bahnhof, dem Ort des Aufbruchs in die Ferne, dem Ort des Abschieds. Zu Anfang des Eisenbahnzeitalters weckte ein Bahnhof vielleicht auch die Angst vor dem Fortschritt, vor der Technik und vor Unfällen mit schrecklichen Folgen, Blut und Tod. Und die Düfte der Speisen hatten sich für die Restaurantbesucher mit dem Geruch des Getriebefettes und verbrannter Kohle gemischt.

Heute trafen sie sich zum fünften Mal. Le Train Bleu war der Ausgangspunkt für die Stadtbesichtigungen. Eine Woche Großstadt. Täglich Théo. Morgen würde sie heimfahren, über die Schweiz nach Österreich in ihr Dorf.

Schön, wenn man sich innerhalb einer Familie aufeinander verlassen konnte. Théos Mutter hatte ihre Schwester Catherine gebeten, sich um ihn zu kümmern, während sie sich der Kur unterzog. Kur – ein höflicheres Wort für psychiatrische Behandlung. Théo nannte seine Mutter Babette. Sprach er von ihr, klang es nachsichtig, aber seine Großeltern, erzählte er Irma, seien die wunderbarsten Großeltern, die man sich wünschen konnte. Wie glücklich er in Biarritz gewesen sei, als er ein Kind war und die Sommerferien im südlichsten Westen Frankreichs verbrachte, am wilden, weiten Atlantik, der das Fernweh weckte mit Gischt und Sturm, ganz anders als das brave Mittelmeer. Dass ihn die Großeltern auch jetzt bei sich aufgenommen hätten, er sich aber geweigert hatte, Paris zu verlassen, gestand er. Vielleicht wäre er einmal bereit, Irma den Grund zu sagen, vielleicht, sie konnten sich noch nicht lang genug. Sie fragte nicht nach. Wenn er ihr nicht von sich aus vertraute, wollte sie nicht aufdringlich sein. Möglicherweise hing es mit der Krankheit zusammen. Wollte er die Kindheit hinter sich lassen, die schöne Landschaft am Golf von Biscaya, die er nur mehr mit den inneren Augen sehen konnte?

Paris war seine Stadt. Das große Paris, von dessen Geschichte er Irma erzählte, und sein kleines Paris, das 12. Arrondissement. Der Vater war nach der Trennung in die Picardie gezogen, auch dorthin wollte der Sohn nicht. Er war stolz, selbständig zu sein, trotz aller Schwierigkeiten. Also hatte Catherine, bevor sie nach Canada fuhr, Irma gebeten, sich des Neffen anzunehmen, ihm eine ebenso liebevolle Tante zu sein wie sie selbst es war. Als ob er dreizehn wäre.

Tante Irma! Wie alt war ich damals?, fragte sie sich immer wieder einmal und neigte dazu, sich zu verrechnen. Die Wahrheit: Sie war mehr als doppelt so alt gewesen wie Théo.

Heute, wieder auf der Fahrt nach Paris, war sie fünfundfünfzig. Und Théo wäre jetzt – nein, lieber nicht rechnen. Lieber nicht wahrhaben, was die Zeit aus ihm gemacht hatte, aus dem Jüngling mit den sensiblen Händen.

Was die Zeit aus ihr gemacht hatte, war ihr klar, und Théo wollte sie nur so sehen, wie er damals gewesen war. Oder nicht? Nein, wenn sie ehrlich war, nein, nein! Immer, wenn sie sich vorstellte, dass sie ihn wiedersehen könnte, zwang sie sich, in einen Spiegel zu schauen. Zwanzig Jahre!, dachte sie dann und konnte nichts dagegen tun: Sofort erfüllte sie das Verlangen, und es war fast wie ein Schmerz, ein heftiger, ein süßer Schmerz, diese Begierde, gemischt mit Neugier, erleben zu dürfen, was für ein Mann aus dem jugendlichen Théo geworden war. Beruhigend war zu glauben, dass er vor ihrem Anblick nicht erschrecken würde. Sie hatte sich gut gehalten. Aber wie sollte er das feststellen können? Mit seinen Händen ...

3

Théo berührte die Tasten und gab den Code ein: 24A1, der Summer ertönte, die Tür öffnete sich einen Spalt. Irma zog sie auf und hielt sie für ihn offen, während er an ihr vorbeischlüpfte. Sie spürte den Luftzug, so nah waren sie einander bisher noch nie gewesen. Im leeren Vorraum gab es abermals eine Sicherheitssperre, ein ovales Plastikchip musste gegen ein Quadrat zwischen den Postkästen gehalten werden. Ein aufwendiges System in einer Stadt, in der man

sich gegen alle Eventualitäten schützte, sofern man das nötige Geld hatte. Catherine war dazu in der Lage, sie arbeitete sehr hart und verdiente sehr gut. Ihre Lehrbücher brachten dem Verlag Verkaufserfolge und ihr selbst hohe Tantiemen.

Die Glastür war schwer, diesmal wollte Théo sich nicht helfen lassen. Dann stieg er hinter ihr die Marmorstufen zur Halle hinauf. Hier begann das gesicherte Innere des Hauses. Durch dickes Glas drang grünes Licht herein. Sie drückte die Glastür nach außen auf.

„Wie eine Oase“, stellte sie freudig fest.

Der Innenhof war immer wieder eine Überraschung. Draußen die graue Straße und hier Bambus, über mannshoch, Hibiskus, breit wuchernd und voller Blüten, Ahorn und Birken, sogar ein Kirschbaum, und natürlich Oleander in allen Rottönen, von Rosa bis Magenta, schmale Wege dazwischen, sandbestreut.

Sie hatte ein Weilchen geschaut, und der geduldige Théo hatte gewartet. Sie hörte ihn atmen und sah ihn an. Sein Gesicht, sein Haar war von dem milden grünen Gartenlicht überzogen wie von einem Schleier. Sie erinnerte sich an den Impuls, seine Wangen zu berühren. Wie lange waren sie gestanden, in der Stille vor dem pflanzenreichen Innenhof? Eine Stille der Vorbereitung, des Hinauszögerns, kam ihr später vor, war es gewesen. Sie hatten es nicht eilig, die beiden, ein Mann und eine Frau unter den Pflanzen, die geschützt vor Lärm und Staub im Hof des Hauses wuchsen. Noch waren sie unschuldig. Wie Pflanzen.

„Das ist wirklich eine Oase“, hatte sie gesagt und sich dann zur Treppe gewandt, „da wäre ich auch gern ein Baum.“ Théo hatte gelacht.

Sie erinnerte sich auch, wie sie ihm die Titel aller Gemälde und die Namen von deren Schöpfern im Bahnhofsrestaurant vorgelesen hatte. Verschiedene Maler hatten die Geschichte des 19. Jahrhunderts dargestellt und Landschaften, zu denen der Blaue Zug unterwegs war. Théo und Irma waren durch die Salle Réjane und die Salle Dorée gegangen und unter jedem Gemälde stehen geblieben.

Er hatte aufmerksam auf ihre Stimme gehorcht und genickt. Es war, als prüfte er sie. Eine doppelte Prüfung: Er prüfte, ob seine

Begleiterin die Namen richtig aussprach und ob die Gemälde noch in der erinnerten Reihenfolge an den Wänden hingen.

Wie oft er schon hier gewesen sein musste! Vielleicht schon als Kind. Als ihm auch jemand hatte vorlesen müssen.

Und sie hatte sich damals vorgenommen, unbedingt wiederzukehren. Wenn ich je wieder in Paris bin, pilgere ich zum Gare de Lyon. Wallfahrtsort. Ort der Magie, der Unwirklichkeit. Hier war sie Théos Augen gewesen. Sie hatte für sie beide geschaut.

Jetzt stand sie wieder auf dem Treppenabsatz, links und rechts helle Stufen, unten Menschen in Eile. Sie hatte wie vor zwanzig Jahren die rechte geschwungene Stiege, die aus der Ankunftshalle in das Restaurant hinauf führte, genommen. Der Handlauf des Geländers glänzte. Zwei schlanke Lorbeersträucher standen neben dem Eingang. Nichts hat sich verändert, dachte sie. Die Palmwedel, die sich über ihr auffächerten, die blaue Leuchtschrift mit weißem Rand im Rundbogen: „Le Train Bleu“, darunter in Rot: „Restaurant“. Sie hauchte „bleu“, als wäre es das Passwort und erst dann durfte sie eintreten.

Théo hatte ihren Namen ausgesprochen wie eine kleine Süßigkeit, die langsam auf der Zunge zergeht. Und dann lächelnd: „Irma la Douce – Kennen Sie den Film? Kennen Sie Shirley McLaine?“

Da! Überrascht bückte sie sich und wunderte sich wie damals: eine Katze in einem teuren Restaurant! Ein Déjà-vu?

War es noch dieselbe Katze? Ach nein, so alt konnte keine Katze werden. Ähneln sich rote Katzen stärker als andere? Das Tier hatte ein hellrotes Fell und weiße Pfoten. Die honiggelben Augen starrten Irma an. Gleichmut, ja, das Wort war ihr auch damals eingefallen, diese stoische Ruhe, das Majestätische, die Selbstsicherheit. Die Schönheit des Tieres liegt in seiner Geschmeidigkeit, hatte sie gedacht. Und als die Katze Théo und ihr lautlos über das Parkett gefolgt war, das unter allen anderen Schritten knackste, nur nicht unter den Samtpfoten, hatte Irma sie beneidet. Eine sanfte, samt-pfötige, eine geschmeidige Katze wäre man gern ...

Sie strich über das Rückenfell, die Katze ließ es sich gefallen, dann begleitete sie Irma zu dem Tisch nahe der Tür. Ja, da war sie mit Théo gesessen, nach einem Rundgang durch alle Räume.

Es war jetzt zehn Uhr am Vormittag. Auch die Uhrzeit stimmte überein. So hatten die Tage mit Théo begonnen. Schräg fiel das Sonnenlicht durch das gläserne Dach und die hohen Bogenfenster auf ihr Gesicht. Trotzdem waren alle Lampen an den riesigen Lustern eingeschaltet, was zu der beinahe traumhaften Atmosphäre beitrug: hier der künstlich-kunstvolle Traum, das Jugendstilrestaurant, in Gold und Braun und Weinrot, dort draußen der Sonnentag, hellblau, grau und weiß, die geschäftige, nüchterne Welt.

Blickte man nach links, sah man, dass die drei großen Fenster im oberen halbrunden Teil von spinnwebartigen Vorhängen bedeckt waren. Und durch die Spitzen konnte man die vielen weiß gekalkten Kamine aus dem Taubengrau der steilen Hausdächer ragen sehen.

Sie schaute zu den abfahrbereiten Zügen in der Halle, beobachtete die Bügel auf den Lokomotiven, die sich hoben und den Kontakt herstellten, kurz zurückfederten und dann stillhielten. Dazu die perfekten, emotionslosen Stimmen aus den Lautsprechern. Wieder stellte sie sich die Menschen in der Zeit vor, in der dieser Bahnhof neu gewesen war – die Zeit der ersten Weltausstellung in Paris –, damals waren es Dampflokomotiven gewesen, wie musste es in der Ankunftshalle gezischt und gequalmt haben!

Hinter der brusthohen Anrichte, deren Fläche, das bemerkte sie erstaunt, von Staub bedeckt war und die nichts trug außer einem Bilderrahmen mit einer Werbung für die Bar Big Ben, wie der dritte Raum des Restaurants hieß, war eine verspiegelte Wand. Die mochte neu sein, sie erinnerte sich nicht, dass Théo und sie darin gespiegelt worden wären.

In der Spiegelwand verdoppelten sich die Häuser, die den Platz begrenzten. Er hieß Place Louis Armand, und sie war nicht gebildet genug, um zu wissen, womit sich der Mann die Ehre verdient hatte, dass dieser schöne Platz nach ihm benannt wurde. Théo hätte es ihr sagen können. Aber sie hatte ihn nicht danach gefragt. Oder hatte sie es vergessen?

Der Kellner brachte ihr den Espresso und eine kleine bauchige Flasche Wasser.

Was hatten sie damals bestellt? Einen Apéritif. Théo hatte darauf bestanden. Vor dem Essen sei ein Apéritif zu empfehlen. Ein kostspieliges Ritual. Sie hatten sich beim Zahlen abgewechselt.

Aber sie hatten hier kein Mittagmahl eingenommen. Weder die ersten vier Male noch am fünften Tag. Und am fünften Tag waren sie danach nicht zum Sightseeing aufgebrochen, sondern aus dem Train Bleu in Catherines Wohnung gegangen und hatten sie nicht mehr verlassen.

Als sie der Hunger überfiel, hatten sie im Kühlschrank nachgeschaut, und am Küchentisch mit Blick in den Innenhof, der die Farben verloren hatte, weil die Nacht sie alle in Grau verwandelt, waren sie gegessen und hatten einander mit den Fingern gefüttert.

Catherine ist in Canada und macht Erwachsenenbildung für Französischlehrer, hatte Irma gedacht und den Wein der abwesenden Gastgeberin in zwei Gläser gefüllt. Was würde die Freundin sagen, käme sie jetzt zur Tür herein? Der Neffe und Tante Irma, beide in Badetücher gewickelt, das Haar feucht vom Duschen, die Backen prall, kauend und die Knie aneinander reibend. Was würde sie wohl sagen? Nur eine Schrecksekunde lang dachte Irma an Catherine, morgen würde sie zurückkommen, voller Elan und Mitteilsamkeit, und Théo, den Irma von den Sorgen um die Mutter ablenken hätte sollen, war für sie nicht nur zum Stadtführer geworden, sondern zu viel, viel mehr.

„Er hat Zeit, weißt du“, hatte Catherine am Telefon zu ihr gesagt, „und er freut sich auf dich. Die Schule wird er bald abschließen, aber welchen Weg er einschlagen wird, ist noch ungewiss, für ihn ist alles schwieriger als für andere.“ Mehr hatte sie nicht verraten, ihr nur die Telefonnummer gegeben, alles Weitere würde Théo selbst regeln. Schwierig war nichts gewesen zwischen ihnen. Im Gegenteil.

Seit Irmas letztem Besuch in Paris war Catherine in ein anderes Arrondissement gezogen. Die Wohnung in der Nähe des Gare de Lyon hatte sie verkauft. „Ich habe jetzt ein Gästezimmer, sehr praktisch, Irma, du kannst jederzeit kommen, ob ich beruflich verreist bin oder nicht.“

Diesmal war Irma keinem Auftrag gefolgt. Sie war frei. Jahrelang hatte sie widerstanden. Kein Paris für mich – kein Théo – aber nun war sie hier. Mit dem 63er-Bus war sie zum Place Louis Armand gefahren. Die Busroute hatte sich nicht geändert. War man wie sie mit einem schwachen Orientierungssinn ausgestattet, freute man sich darüber. Die Métro fuhr auch noch immer durch dieselben Tunnel. Und Sacré-Cœur stand strahlend auf dem Hügel und beschützte die Stadt an der Seine.

Catherines komfortable neue Wohnung war in der Nähe des Palais Birol, des Musée Rodin, in einer vornehmen Wohngegend, in der verschiedene Ministerien ihren Sitz hatten. Bereits zweimal war Irma vormittags in den Museumsgärten gewesen, hatte die Skulpturen betrachtet, war auf einer Bank unter Büschen gesessen und hatte dem Vogelgezwitscher zugehört. Das erste Mal war eine dunkle Wolke über das Stadtviertel gezogen, und die Vögel waren verstummt. Der Regen war lauwarm gewesen und hatte nur ein paar Minuten gedauert. Aber sie war plötzlich allein im Park, allein mit den Skulpturen. Sie hatte sich lebendig gefühlt. Seht her, ich kann mich bewegen!, rief sie den Standbildern auf den Sockeln zu und lief um sie herum und freute sich über die Regentropfen, die ihre Wangen benetzten. Beim zweiten Mal hatte sie an der Kassa Kunstkarten gekauft und einen Plan gefasst, sich jedoch nicht erlaubt, zum Gare de Lyon zu fahren. Heute hatte sie nicht mehr gegen ihr Verlangen angekämpft. Sie nahm das Herz in die Hand und – ach, wie kam sie auf diese Redewendung? Mit dem Herzen in der Hand auf jemanden zuzugehen, hieß sie ihm auszuliefern.

„Sieh her, es sind Dornen herumgewachsen. Erkennst du es noch, mein Herz, Théo? Ich schenke es dir.“

Niemals würde sie das sagen.

In der Tasche trug sie das Kuvert mit den Karten. Auguste Rodin, *Le baiser*, 1899, zweimal dasselbe Motiv. Eine Karte würde sie behalten, die andere verschenken, hatte sie geplant. Aber nein, es war kein Plan, es war Phantasie. Indem ein Teil der Phantasie real wurde, konnte sie die Illusion länger aufrechterhalten. So tun als ob.

Wie als Kind: Und dann täte ich, und du tätest ...

Die Skulptur war in derselben Zeit entstanden wie der Gare de Lyon. Betrachtete sie das Foto mit den wunderschönen nackten Körpern, dem muskulösen des Mannes und dem zarten der Frau, vor dem milden Blau des Hintergrunds, das zum oberen Rand hin satter wurde und sie an den Nachthimmel denken ließ, verspürte sie einen Sog in ihrem Inneren, dem sie augenblicklich nachgeben wollte. Jetzt, jetzt, ja! Es war ein sehr starkes Gefühl, wunderbar stark, schrecklich stark. Sie wusste, dass es die Hingabe war, nach der sie sich sehnte. Sich einem Kuss hingeben wie die beiden marmornen Figuren Rodins es seit mehr als hundert Jahren tun durften. Sich der Liebe hingeben, es gab nichts Schöneres.

Catherine hatte am Vorabend aus Finnland angerufen und berichtet, dass alles gut laufe auf dem Seminar, hatte gefragt, wie Irma zurechtkomme in der neuen Wohnung. Irma hatte bestätigt, wie bequem die Wohnung sei, einfach formidable! Dann hatte sie erzählt, dass sie mit Silvie, der Bekannten von Catherine, im Ministerium für *éducation nationale* zu Mittag gegessen habe. „Der Blick vom Dachgeschoß über die Dachlandschaft bis hin zum Eiffelturm – du wärst bezaubert gewesen!“, hatte sie geschwärmt. Catherine hatte lachend geantwortet: „Das bin ich seit Jahren, meine Liebe. Ich wohne doch mein halbes Leben in Paris!“

Silvie, hatte Irma gesagt, sei eine sympathische Frau, und so engagiert! Sie habe ihr von der Arbeit für den internationalen Schüleraustausch erzählt. Und sie hätten vereinbart, an einem der kommenden Abende miteinander ins Kino zu gehen und auch zu einem Modeladen in den überdachten Gassen neben dem Palais Royal, dort finde man exquisite Modelle zu akzeptablen Preisen.

„Silvie sagt, du hättest dort auch schon eingekauft, vielleicht sehe ich etwas, was ich mir leisten kann.“

Catherine hatte sich gefreut, dass Irma Gesellschaft gefunden hatte, und am Ende des Telefonats gefragt, ob sie Babette, Théos Mutter, treffen wolle.

„Nein, keinesfalls“, hatte Irma erschrocken abgewehrt, dann aber abgeschwächt: „Gut, ich werde es mir überlegen. Wie geht es ihr denn? Ist sie immer noch von diesem unmöglichen Künstler abhängig?“

„Ach, das ist eine lange Geschichte, die ganze Familie regt sich fürchterlich darüber auf, ich erzähle es dir, wenn ich zurück bin. Und Théo ...“

„Natürlich, verzeih, das Gespräch kommt zu teuer“, hatte Irma sie unterbrochen. Babettes Telefonnummer finde sie an der Pinnwand, hatte Catherine noch gesagt.

Sie knabberte an einem Keks und biss von der Orangenschokolade ab, glücklich, dass sie hier saß, in diesen prachtvollen Räumen, die einem vorgaukelten, dass die Zeit stehen geblieben war und nichts sich je verändert. Sogar die Katze sah gleich aus wie damals, hier konnte einem wirklich nichts geschehen! Wenn man nur daran glaubte, würde sich das wiederholen, was dem fünften Besuch im Restaurant gefolgt war. Théo, Théo und seine –

Irma schrak auf, irgendetwas hatte sie aus dem Tagtraum zurückgeholt, jemand war vorübergegangen, ach ja, eine adrett gekleidete Putzfrau mit weißem Häubchen und einem Staubsauger, sie sah ihr aus den Augenwinkeln nach. Um diese Zeit waren nur wenige Gäste im Train Bleu. Schnell trank sie das Glas Mineralwasser aus, ließ die Jacke auf der Lehne des Fauteuils liegen, ging durch die leere Bar und betrat den Flur. Die Aufschriften an den Rahmen der vielen Türen, die in die Salons führten, hatte sie Théo damals vorgelesen: Salon algérien, Salon marocain, Salon tunisien. Merkwürdig, hatte sie gefunden, der letzte Salon rechts war bescheiden ausgestattet, kein Prunk bei den Möbeln und Tapeten und Lichtquellen, jedoch das Gemälde über der Tür, dem Bogenfenster gegenüber, war von derselben Größe wie all die anderen 41 großen Gemälde des Restaurants. Es hatte ihr besonders gut gefallen. Heute betrachtete sie es wieder:

Ein Tal in der Sonne, Dunst über der Landschaft, Felsen und dazwischen Gestrüpp auf den Hängen, ferne Berge, Reste von sandfarbenen Burg- oder Stadtmauern am Bildrand, eine Art Tor auf halber Höhe, verfallen und dunkel, und ein Weg, der sich durch den Talgrund windet.

Sie hatte es Théo beschreiben müssen. Es war gewesen, als ob sie miteinander in das Bild hineingingen und sich darin bewegten. Eine

Kuppel umschloss sie. Sie rochen den Duft der Wildkräuter in der Hitze und hörten das Knistern unter ihren Schuhsohlen und das Zirpen der unsichtbaren Zikaden. Eidechsen flüchteten vor ihnen. Ein Stein rollte. Da hatte sie gespürt, wie er ihre Hand ergriff, um nicht abzustürzen, als wäre der Steig gefährlich und die Schlucht tief, und sie hatte verwirrt aufgehört zu sprechen. Er hatte wie immer zufrieden genickt und ihre Hand losgelassen. Sie standen in der Mitte des Salons, ihre Schultern berührten sich, weil sie gleich groß waren. Sie trug Ballerinas.

Der Luster in diesem Salon hatte fünfzehn Lampen. Sie unterdrückte ihren Zählzwang nicht, wozu? Zählen half beim Erinnern, sie prägte sich ein, was sie zählte, auch die Tapeten regten zum Zählen an, wie viele Reihen von Lilien pro Wand? In der einen Ecke eine große Wärmewanne mit gewölbtem Deckel auf einem Holzgestell, ebenso vergoldet wie der Garderobenständer in der anderen.

„Sans issue“ stand auf einem Schild am Ende des Flurs, links davon war der Zugang zu den Lavabos, und ein großer Waschraum für Damen, separiert von den Kabinen, wohlthuend geräumig, feudal, ein Boudoir mit drei Spiegeln, die alles vervielfachten, dezente Beleuchtung, ein wahrhaft stiller Ort, wunderbar geeignet, um sich für ein paar Minuten zurückzuziehen und frisch zu machen.

Sie fischte den Kamm aus der Tasche und fuhr sich durchs Haar, blickte dabei in alle drei Spiegel. War sie damals auch hier gewesen? Ja, aber nur kurz, um nicht unnötig lang von Théo getrennt zu sein. Mein letzter Tag in Paris! Sie erinnerte sich an ihre pochenden Schläfen, die sie mit Wasser gekühlt hatte. Weißt du, dass du verliebt bist?, hatte sie sich gefragt. Die Antwort waren die errötenden Wangen gewesen. Rote Wangen lügen nicht.

Sie streckte sich vor dem Spiegel, stemmte die Hände auf die Hüften, wiegte sich, wandte sich um und schaute über die Schulter. Würde ich ihm gefallen? Würde er mich berühren wollen? Worüber würden wir reden? Nein, reden würden wir nicht, dachte sie, wir würden schweigen. Und ich würde die Augen schließen, um zu sein wie er. Was sie traurig gemacht hatte, immer, wenn sie sich an Théo erinnerte, bedrückte sie jetzt wieder: Nie hatte sie seinen Blick gespürt.

Während sie sich die Hände wusch, bewunderte sie die Email-Armaturen, auch sie wahrscheinlich noch original aus der Zeit der Errichtung des Bahnhofs und des weltberühmten Restaurants, demnach mehr als ein Jahrhundert alt. Die Hähne mit den vierflügeligen Drehgriffen quietschten ein bisschen, funktionierten aber tadellos.

Der Boden war ein unregelmäßiges Mosaik aus braunen, weißen und schwarzen Steinchen, und die Türen und Zwischenwände waren aus gebeiztem Holz, die Riegel alt, ebenso die Klinken. Sie berührte das Metall und griff fest zu. Wie viele Frauen haben diesen Riegel vor mir betätigt, fragte sie sich, lauter Frauen in den Kleidern ihrer Zeit, zuerst in bodenlangen gerafften Röcken mit dem Faux-cul, einem versteckten Pölsterchen über den Pobacken zur Betonung der Weiblichkeit, obenherum Rüschen und Jabots, eine Mode, die sich nicht lange hielt, denn bald folgte ein Weltkrieg und beendete eine Epoche, und danach kleideten sich die Frauen einfacher. Und praktischer. Auch schöner?

Die Gründerzeit, la Belle Époque, war eine Zeit, in der die Menschen Verzierungen liebten, dachte sie, alles wurde verziert, auch die kleinsten Dinge. In der Vitrine neben der Treppe zu den Waschräumen, deren Zugang durch einen Paravent vor Blicken geschützt war, sah sie Gegenstände zum Kauf angeboten als Erinnerung an den sagenhaften Train Bleu, den Zug, der an die Mittelmeerküste Frankreichs fuhr und weiter nach Italien. Wer ihn bestieg, war in feierlicher Stimmung, er fuhr aus der Metropole an die Côte d'Azur, in die Sonne – mit einem blauen Zug ans blaue Meer.

Ein Federfächer, weiß mit Goldrand, ein Füllhalter mit goldener Spitze, Teeauswahl in Porzellanschalen mit sorgsamer Beschriftung, ein längliches Heft mit Ringspirale, Fotos der Räumlichkeiten zeigend, ein Kärtchen dabei: 9 Euro. Das Heft würde sie kaufen, alles andere war zu teuer.

Der junge Mann, der ihr das Heft in einem feinen Kuvert mit Prägeaufdruck brachte, war Asiate und sprach undeutlich, sodass sie nachfragen musste.

Théo, dachte sie, hat ein so schönes klares Französisch gesprochen.

Sie hatte ihn an der Hand genommen, und trotz der Hitze, die vom Asphalt aufstieg, war seine Hand kühl gewesen und er hatte sie ihr nicht verwehrt. Auf dem Gehsteig hatte er sich nicht führen lassen. Sie benützten den Zebrastreifen beim Ausgang der Métro und gingen langsamer als die anderen Passanten. An der Hausecke blies ein Wirbelwind Staub über die geparkten Autos. Vor jedem Bistro saßen Gäste in Korbstühlen. Alle Welt war unterwegs, aber niemand schien es eilig zu haben. Einen kleinen Kaffee, eine kleine Pause, ein kleines Gespräch, dafür war immer Zeit.

Seine Hände sehen, wenn er sie berührt. Sie sehen die Welt. Seine Hände streichen über Bauch und Schenkel, es sind sonnige Hügel, die er entlangwandert. Er lässt sich von seinen Fingern führen und gelangt in Täler, in Wälder, er kommt an Bäche und Teiche, in eine wellige Landschaft mit kleinen und größeren Bergen, mit Wiesen und Halden, Schluchten dazwischen, mit Mooren und Sümpfen voller Birken und Heidekraut, an dem Tautropfen hängen und seine Haut nassen, er erforscht sie bis in den verschwiegensten Winkel, in den tiefsten Quellgrund.

Er sieht sie, indem er sie spürt unter den Fingern, den Handballen, den Gelenken. Seine Hände sehen die Frau, und sie lässt sich anschauen, weiß, dass er sie besser sieht mit seinen Händen als jeder andere Mann mit den Augen. Sie ist jetzt sein Land und auch sein Meer und der Himmel darüber mitsamt Wolken und Winden.

Er findet sich zurecht auf ihrer und in ihrer Körperwelt, die sie ihm darbietet ohne den geringsten Zweifel daran, das Richtige zu tun.

Sie hatte es gespürt und war nicht überrascht, als er sie ins Zimmer schob, wo das Nachmittagslicht auf das Gästebett fiel und Catherines Bücher die Regale füllten und ihre Reiseandenken, Masken aus Afrika und Webteppiche aus dem Morgenland, die Wände schmückten und schweigend duldeten, was geschah. Sie stand vor ihm und umfasste seinen Kopf, als er in die Knie ging, um ihr den Rock abzustreifen, als er auf den Knien blieb, das Gesicht in ihrem Schoß. Sie wusste und wollte, was kommen würde. Dass sie nicht aus Mitleid bereit war, sagte sie ihm nicht mit Worten.

Irma liebte Théo am letzten Tag ihrer Pariser Woche. Sie spürte, dass er die Liebe wie sie erlebte: als Freude und Lust.

In der Nacht schliefen sie bei offenen Fenstern, die Stores wehten, und die Leuchtbuchstaben der Gauoise-Werbung von vis-à-vis verwandelten das Zimmer in einen Ozean und ihre Leiber in träumende Wasserwesen. Sie lagen schimmernd im Blau.

Gelächter weckte sie, als es bereits hell wurde. Irma stand auf und schaute auf die Gasse hinunter. Vier Männer bemühten sich, einen Kleinwagen aus einer engen Parklücke herauszuheben. Einer davon dirigierte und rief: „Noch einmal jetzt, alle zugleich, Horuck!“ Horuck?, dachte sie, das ist ja Deutsch! Dann wurde ihr bewusst: Heute muss ich heimfahren. Sie schauderte in der kalten Nachtluft und sie kroch ins Bett zurück, Théo umfing sie mit seinen Armen. Und auch zwanzig Jahre später erinnerte sie jenen schwebenden Zustand, in dem ihr die Wirklichkeit unwirklich vorgekommen war. Sosehr war sie aus Zeit und Raum gefallen, irgendwohin, dass sie sich körperlos fühlte. Wo steht diese Frau am Fenster und schaut in die Nacht? Erst ein leiser Ruf hatte sie zurückgeholt. Théo. Paris. Ich bin Irma.

Sie frühstückten im Bahnrestaurants. Das würde der Abschied sein: Café au lait und Croissants und sanfte Gebärden. Catherine würde gegen Mittag von Orly kommen und Irmas Zug gegen Abend fahren. Nur drei Tische waren besetzt, zwei von Touristen, die mit erhobenen Köpfen die Einrichtung bestaunten. Grellbunt und modern gekleidet, wirkten sie fehl am Platz. An einem Tisch in der Raummitte saß ein Paar, das debattierte, ohne die Umgebung wahrzunehmen. Der Kellner bewegte sich wie Charlie Chaplin, ruckartig, die Fußspitzen nach außen gedreht.

Die rote Katze saß neben Théos Fauteuil. Er beugte sich hinunter und kraulte ihr die Kehle. Irma wunderte sich nicht, woher er wusste, dass das Tier in seiner Nähe war. Dann suchten seine Hände nach den ihren. Da sie Théo nicht in die Augen schauen konnte, schaute sie auf seine Hände, und jetzt spürte sie auf einmal das Gewicht ihrer Brüste, die er gehoben und gewogen hatte, mit den

Daumen die gewölbten Höfe der schwellenden Warzen suchend – ja, daran erinnerte sie sich und richtete sich in den Polstern des Fauteuils auf, um freier atmen zu können, denn sie fühlte, wie die Zeit bereits begann, sich als Last auf ihre Brüste zu senken und auf ihre Schultern und auf ihr Herz. Sie zitterte und umfasste seine Hände, um ruhig zu werden. Sie saßen und schwiegen.

„Voilà“, sagte der Ober und wartete, bis sie die Hände zurückzogen. Dann platzierte er das Tablett.

Le Train Bleu war der Ort für sie beide, um sich zu verabschieden. Zurückkehren würde sie erst in zwanzig Jahren, aber das wusste sie damals nicht. Der junge Théo, der blinde Théo blieb Irmas Liebhaber mit den sehenden Händen, aber sie schrieb erst über ihn, nachdem sie zum zweiten Mal in Paris gewesen war und ihn nicht wiedergesehen hatte, weil ihr der Mut fehlte.